

## VI.

### Heine und Karl Hillebrand.

Ueber Heine's Verhältniß zu Hillebrand ist, so viel ich weiß, niemals etwas bekannt geworden, ein Umstand nur erklärlich durch die übergroße Abneigung meines verehrten Freundes, von sich selbst zu reden. Um so dankbarer muß ich für die folgende Mittheilung sein, die über die Leidenszeit des Dichters und die Entstehung des Romancero so interessanten Aufschluß giebt. Will man eine unzweifelhaftere Bestätigung, daß eine unverwüßliche geistige Kraft den Dichter beseele? Man darf es wiederholen: wo findet sich in der Literaturgeschichte ein zweites Beispiel solcher Arbeiten, während solcher Leiden. Einem Menschen, der so etwas über sich vermocht, will man Ernst, Ausdauer, Tiefe ganz absprechen? und wissenschaftlichen Sinn dem,

der sich unter den Qualen eines solchen Siechthums die umfangreichen, historisch-theologischen Werke Spittlers, Tholufs und Spaldings vorlesen läßt? Wie viele giebt es in der literarischen Kunst, die auch in gesunden Tagen dazu Lust und Ausdauer haben? Und wie liebenswürdig spricht sich die Güte des Dichters in der thätigen Sorge für den jungen Landsmann aus, der das Loos des Verbannten mit ihm theilte!

Alle Freunde Heine's sind aber auch dem Verfasser des Briefes für die Dienste verpflichtet, die er dem Kranken leistete. Es ist ein sehr erfreulicher Gedanke, daß die unter so vielen Schmerzen entstandenen Gedichte gleich, da sie zum ersten Male laut wurden, ihre Aufzeichnung durch die Hand eines Freundes erhielten, der ihren Werth und den Werth des Dichters zu schätzen verstand.

Professor Hillebrand schreibt:

Florenz, 7. Januar 1876.

Sie fragen mich, ob ich Ihnen nicht etwa interessante Notizen über Heine mittheilen könnte, in dessen Krankenstube ich vor mehr als einem Viertel-

jahrhundert so viele Tage verbracht. Leider hielt ich kein Tagebuch, und trotz meiner damaligen Begeisterung für den Dichter und meiner Anhänglichkeit an den Menschen war ich jugendlich leichtsinnig genug, all das schöne Gold, das aus des Dichters Munde floß, anstatt es sorglich aufzuspeichern, durch die Finger gleiten zu lassen. Denn er war ein Verschwender: Wit und Bild strömten ohne Unterlaß von seinen Lippen, und man hätte nur kein jämmerliches Sieb sein müssen, wie ich es war, um den Strom aufzufangen. Doch will ich versuchen, einzelnes Thatsächliche in mein Gedächtniß zurückzurufen, indem ich jedoch sorgfältig alles Persönliche des Dichters, alle Beziehungen zu Frau und Freunden bei Seite lasse; denn gerade die Sicherheit, mit welcher man in meiner Gegenwart handelte und sprach, legt mir in dieser Beziehung Verschwiegenheit auf.

Ich kam im Spätherbst 1849 nach Paris und ward bald darauf durch einen alten Zeitungscorrespondenten, Herrn Löwenthal, bei Heine vorgestellt, der meines Vaters Werke kannte und die etwas allzustrenge Kritik im dritten Bande der „National-

literatur“ keineswegs übel genommen hatte. Wir wurden bald handelseinig, und obwohl meine Cassé damals recht schlimm bestellt war, wären wir auch handelseinig geworden, wenn der Dichter mir seine harten Fünffrankenthaler, die er seufzend aus der rothen Börse unter dem Kopfsiffen hervorzuziehen pflegte nicht angeboten hätte. Er war damals schon an sein Bett (in der rue d'Amsterdam) gefesselt, wenn man anders dies Matrazenlager ein Bett nennen kann. Sein Gehör war schon geschwächt, seine Augen geschlossen, und nur mit Mühe konnte der abgemagerte Finger die müden Augenlider hinauffchieben, wenn der Poet etwas zu sehen verlangte. Die Beine gelähmt, der ganze Körper zusammengeschrumpft: so ward er alle Morgen von Weiberhand — er konnte keine männliche Bedienung ertragen — auf den Sessel gehoben, während das Bett gemacht wurde. Nicht das geringste Geräusch konnte er erdulden. Seine Leiden waren so heftig, daß er, um nur etwas Ruhe, meist nur vier Stunden Schlafes zu erlangen, Morpium in drei verschiedenen Gestalten einnehmen mußte. In seinen schlaflosen Nächten dichtete er dann wohl seine wun-

derbarsten Lieder. Den ganzen Romancero hat er mir dictirt. Das Gedicht war jedesmal ganz fertig am Morgen. Dann aber gings an ein Feilen, das Stunden lang währte, und wobei ich ihm vice cotis diente, oder vielmehr er meine Jugend wie Moliere die Unwissenheit Louisons benutzte, indem er mich über Klang, Tonfall, Klarheit u. s. w. befragte. Dabei ward dann jedes Präsenz und Imperfectum genau erwogen, jedes veraltete und ungewöhnliche Wort erst nach seiner Berechtigung geprüft, jede Elision ausgemerzt, jedes unnütze Adjectiv weggeschnitten; hie und da auch wohl Nachlässigkeiten hineincorrigirt. Ich erinnere mich lebhaft jedes einzelnen Gedichtes der Sammlung, ziemlich genau auch der Commentare vornehmlich über Personen, die er dazu machte.

Auch Privatbriefe dictirte er mir öfters, meist auf Geldverhältnisse bezüglich. Der übrige Theil meines Besuches, der täglich drei bis vier Stunden dauerte, ward dem Lesen gewidmet. Von den Schriftstellern, die ich ihm vorlas, entfallen mir die gelehrten beinahe sämmtlich, da ich gar kein Interesse daran nahm, und sie nur mechanisch hinlas: waren

es doch meist theologische Werke oder wenigstens kirchenhistorische, wie ich denn den ganzen Spittler und den noch gewichtigeren Tholuck durchaus mit ihm lesen mußte, ebenso Spaldings „Religion“; freilich auch die Bibel, die er fast auswendig wußte, und in der ich ihm oft ganze Kapitel vorlas, vornehmlich im alten Testamente. Von Zeitungen wollte er nichts wissen, höchstens las er das Journal des Débats, aber als ich ihm einst H. Laube's Geschichte des ersten deutschen Parlaments brachte, die mir mein Vater geschickt hatte, mußte ich ihm alle drei Bände vorlesen, und ob schon er die etwas conservative oder vielmehr gothaische Richtung des Verfassers nicht billigte, so ward er doch nicht müde, den reinlichen Stil, die Lebendigkeit der Porträts, die Feinheit des Urtheils zu rühmen. Dichter aber lasen wir viele: ich habe in den acht bis neun Monaten, während welcher ich ihn besuchte, mit ihm gelesen: Wilhelm Meister, Wahrheit und Dichtung, Tasso, Faust (beide Theile), Geisterseher und fast alle Dramen Schillers, für die er eine große Bewunderung hegte. Namentlich schätzte er Wallenstein ganz ungemein. Dabei nun ließ er sich nicht

Hüffer, Heine.

die Mühe verdrießen, den zwanzigjährigen Jungen in's Geheimniß des Handwerks einzuweißen, ihm das Warum und Wie gewisser Stilformen, ja sogar der Kunstgriffe des Dichters, die er sofort herausfand, auseinanderzusetzen, ihn auf die feinsten Nuancen aufmerksam zu machen, ihm immer und immer wieder die Sobrietät der Classiker anzupreisen.

Ich will, wie gesagt, nicht auf Persönliches eingehen, doch darf und muß ich sagen, daß der Dichter mich stets mit einer Güte und liebevollen Rücksichtnahme behandelte, die tief in meinem Herzen eingeprägt geblieben. Auch nachdem ich Paris im Sommer 1850 hatte verlassen müssen, vergaß er mich nicht, half mir sogar mit seinem Wenigen aus, als ich in der Noth war, und ich konnte ihn nur mit Mühe dazu bewegen, sein kleines Darlehen zurück zu nehmen, das er mir als nachträgliche Zahlung geleisteter Dienste aufdrängen wollte. Die kurzen Briefe — meist mit Bleistift unterzeichnet — die er dem „jungen Freunde“ in der Provinz schrieb, habe ich leider, wie fast alle Andenken an die berühmten Männer, mit denen ich in Beziehung getreten bin, verloren. Ein Jahr vor seinem Tode

sah ich ihn noch einmal wieder in der neuen Wohnung der Champs Elysées, und fand ihn genau denselben. Er verlangte zu hören, was ich geschrieben, wie er denn auch früher schon sich immer meine Versuche vorlesen lassen und corrigirt hatte. Doch rieth er mir französisch zu schreiben — er selbst sprach das Französische uncorrect und mit einem starken Accent, aber mit einem sehr richtigen Gefühl der Sprache — und nicht vor das Publikum zu treten, bis ich mich durch gründliche Vorbereitung zu allen Prüfungen und Bestehung dieser Prüfungen der französischen Bildung ganz bemächtigt hätte. So danke ich ihm zu viel Anderem auch dies, daß ich im Exil nicht verbummelt bin, daß ich fünf volle Jahre darauf verwendet habe, mich der Zucht einer zweiten Schul- und Universitätsbildung zu unterwerfen, alle meine academischen Grade vom Abiturientenexamen bis zur Doktorpromotion in der Sorbonne redlich zu erkämpfen, und was nicht das Geringste ist, daß ich nie eine Zeile vor dem vollendeten dreißigsten Jahre habe drucken lassen.